

Besprechungen

Eugenio Coseriu, *Sincronía, Diacronía e Historia. El Problema del cambio lingüístico* (Universidad de la República, Facultad de Humanidades y Ciencias), Montevideo 1958, 164 S.

In diesem Werk hat ein außerordentlich klarer und umsichtiger philosophischer Geist in gewisse Grundfragen der Sprachwissenschaft seit Saussure hineingeleuchtet, um zu versuchen, Ordnung zu schaffen, halb wahre Formulierungen zu berichtigen und um seine eigenen Thesen zu formulieren. Die wichtigsten darunter scheinen uns die folgenden zu sein:

1) An Humboldts Formulierung anknüpfend faßt der Verf. die Sprache wesentlich als *ἐπέγγεια* auf, als etwas notwendiger- und natürlicherweise in der Entwicklung Befindliches.

2) Ihrem Aufbau nach ist die Sprache zugleich ein Funktionszusammenhang – ein System von flexiblen Ausdrucks- und Verständigungstechniken – und ein Zusammenhang von traditionellen Realisierungsnormen.

3) Eine historisch gewordene Sprache kann nicht nur verschiedene Normen, sondern auch verschiedene Systeme in sich begreifen.

4) Die Sprachwissenschaft ist Kulturwissenschaft. Alles Streben nach „Gesetzen“ im Sinne der Naturwissenschaften, alle Erklärung aus physikalischen Ursachen ist abwegig. An ihre Stelle hat für die Sprachwissenschaft eine auf Anerkennung von Freiheit und Intentionalität basierte Zweckmotivierung zu treten.

Von diesen Grundpositionen aus studiert der Verf. die Frage des Sprachwandels:

Sie hat ja zunächst nur Sinn für jemand, für den die Stabilität der Sprachen das Gegebene ist. Das ist der Fall für alle diejenigen, die im Saussureschen synchronischen Sprachzustand das Wesen des Sprachlichen zu fassen scheinen. Diese objektive Stabilität ist aber bei näherem Zusehen eine Illusion: Da die Sprachbeschreibung (im Gegensatz zur Sprachhistorie) zunächst von den Veränderungen absieht, entsteht der falsche Eindruck einer veränderungsfreien Sprache. Man hat also eine methodologische Einschränkung als einen objektiven Mangel interpretiert und damit die Wirklichkeit entstellt. In Wahrheit ist alles Sprachliche, auch ein Sprachzustand, im wesentlichen *ἐπέγγεια* und damit Wandel.

Man kann nun aber die Frage „Warum verändern sich die Sprachen?“ auch in einem engeren Sinne stellen. Dann bezieht sie sich nicht auf das allgemeine Wesen der Sprache, sondern auf die Aitiologie der einzelnen Sprachveränderungen.

In diesem Zusammenhang nun setzt sich der Verf. mit einer Reihe von Theorien und Formulierungen kritisch auseinander, wie sie die Sprachwissenschaft der letzten fünfzig Jahre beherrscht haben: Positivisten, Idealisten, Strukturalisten, „Behaviourists“, die „Schulen“ von Genf, Prag, Kopenhagen, alle kommen unter das Licht der kritischen Laterne. Angesichts der heutigen Problemlage in der Sprachwissenschaft scheint es mir wichtig, besonders auf die Abschnitte hinzuweisen, in denen der Verf. gerade den sogenannten Systemcharakter der Sprachen im Sinne einer historischen Aitiologie auswertet (Kap. IV). In klarer, umsichtiger und immer interessanter (d. h. zum Nachdenken anregender) Weise zeigt er diejenigen Eigenschaften der Sprachsysteme auf, die Grundlage und Bedingung des Sprachwandels sind. Er bespricht mit geschickt ausgewählten Beispielen die Variationsweite der Lautrealisierungen, die „Leerplätze“ im System, die unausgenutzten Oppositionen. Er weist ferner darauf hin, daß in einer Sprache verschiedene Varianten und „isofunktionale“ Formen zusammenleben (s. o. Punkt 3). Dies ist besonders auf grammatikalischem Gebiet belegbar. Als Beispiel wird das Nebeneinander der Steigerungsformen des lateinischen Adjektivs und der *magis*-Periphrasen vorgeführt. Die Nichtstabilität eines Sprachsystems zeigt sich auch in seinen inneren Widersprüchen: „se da un conflicto permanente entre lo sintagmático y lo paradigmático, pues, en cierto sentido, en el hablar se dice más de lo funcionalmente necesario“ (p. 74), so ist z. B. in *los senderos* der Plural zweimal bezeichnet. – Wir können hier nur das Wichtigste in knapper Auslese andeuten.

Die ganze Argumentation des Verf. ist jedoch weniger darauf ausgerichtet, zu zeigen, daß in traditionell gewachsenen Sprachen das grammatische System eben kein rationales ist und ein konsequenter sprachwissenschaftlicher Rationalismus von vornherein zum Scheitern verurteilt ist – was zu betonen gar nicht unwichtig wäre – sondern vielmehr auf die Verteidigung der These von der geisteswissenschaftlichen Aitiologie im Gegensatz zur sogenannten naturwissenschaftlichen (s. o. Punkt 4). Das Betonen des geisteswissenschaftlichen Gesichtspunktes ist gewiß sympathisch, und man wird vielleicht dem Verf. keinen ernstlichen Vorwurf daraus machen, daß er im Rahmen seines Buches den Gegensatz „Kultur“–„Natur“ philosophisch nur oberflächlich unterbaut hat. Man versteht schon, worauf er hinaus will. Andererseits hat seine pointierte Formulierung dazu geführt, z. B. auf dem Gebiete des Lautwandels alle mechanistischen Erklärungsversuche abzulehnen. Das kann leicht mißverstanden werden. Es scheint mir unrealistisch, gewisse Assimilationsphänomene in der Lautentwicklung (oder besser: der graduellen Verschiebung der Aussprachenormen) als zweckmäßige Ökonomie zu interpretieren, als ob sie das Ergebnis eines Kalküls seien. Was gespärt wird, ist zunächst nur die Anstrengung, die zur „korrekten“ Aussprache erforderlich ist und auch das nicht immer in berechnender Absicht. Der Rest, nämlich phonematische Ökonomie, folgt wirklich zum großen Teil mechanisch. Auch die Erhebung der so alte-

rierten Aussprache zur Norm folgt psychologisch der Linie des geringsten Widerstandes.

Auch in anderen Einzelheiten vermag ich dem Verf. nicht zu folgen. So in seiner Interpretation des „christlichen“ Futurs *amare habeo*. Er will einen Zusammenhang zwischen dieser Konstruktion und einer Bemerkung Augustins sehen (S. 78): „nec proprie dicitur: tempora sunt tria: praeteritum, praesens et futurum, sed fortasse diceretur: tempora sunt tria: praesens de praeteritis, praesens de praesentibus, praesens de futuris. Sunt enim haec in anima tria quaedam et alibi ea non video, praesens de praeteritis memoria, praesens de praesentibus contuitus, praesens de futuris expectatio“ (Conf. XI, 20). Dieser Typ der „idealistischen“ Erklärung scheint mir mit Verlaub eher abgründlich als gründlich zu sein. Die Bemerkung Augustins könnte mit größerem Recht zur Erklärung der prääteritalen Funktion des passé composé im modernen Französischen herangezogen werden. Daß die zweisprachigen Christen Roms auf die *amare habeo*-Konstruktion einen Einfluß gehabt haben, ist mir nicht unwahrscheinlich. Die Tatsache, daß in den von Rom abgeschnittenen Gebieten (Rumänien und Sardinien) diese Konstruktion sich nicht durchgesetzt hat, scheint dafür zu sprechen, daß der Sieg der *amare habeo*-Konstruktion in den romanischen Hauptländern dem griechischen Bundesgenossen *φιλεῖν ἔχω* zu verdanken ist. Coseriu erörtert diese Möglichkeit nicht.

Andererseits liest man mit Genuß des Verf. kritischen Angriff auf Durkheims *fait social*. In einer längeren Auseinandersetzung, die an Schärfe und Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt, hat er dieser auch für die Sprachwissenschaft folgenschweren Fehltheorie den Todesstoß versetzt, und niemand wird den Mut haben, diesen erschlagenen Drachen nach Coserius Angriff wieder erwecken zu wollen.

Es ist uns hoffentlich gelungen, zu zeigen, daß der Verf. ein anregendes, ja wichtiges Buch geschrieben hat. Es mag uns nun erlaubt sein, einige bisher nur referierte Thesen des Verfassers kritisch zu beleuchten.

Für ihn sind die Begriffe „Sprache“ und „Veränderung“ nicht trennbar, da ja das Wesen der Sprache *ἐνέργεια* ist. Wir werden im Folgenden zu zeigen versuchen, daß diese Auffassung auf einem Denkfehler beruht. Zuvor aber wollen wir betonen, daß sie dennoch etwas Wahres enthält, zumal wenn man sie zunächst nur als eine Berichtigung eines Saussureschen Fehlers betrachtet.

Es ist nämlich sehr leicht einzusehen – und doch noch immer nicht überflüssig zu betonen – daß der Saussuresche „Sprachzustand“ nichts anderes ist als eine Epoche in der Entwicklung einer Sprache, während welcher die Veränderungen im Vergleich zu den Erhaltungen relativ gering sind. Saussure selbst war ja bereit, eine solche Epoche über hundert Jahre auszudehnen. Ein „Sprachzustand“ innerhalb eines solchen Zeitraumes ist aber natürlich nichts, das aus dem historischen Zusammenhang herausfällt oder ihm gar methodologisch entgegengesetzt werden könnte. Diesen Gegensatz konnte Saussure sozusagen

nur erschleichen, indem er den Sprachzustand unberechtigtweise unter dem Decknamen „synchronisch“ gleichsetzte mit „Funktionszusammenhang“. In der Tat ist ja dieser a-historisch und das Wort „chronos“ ganz unangebracht zu seiner Charakterisierung. Daß der Terminus „synchronisch“ geschaffen wurde, kann man nur aus dem antithetischen Denken Saussures erklären, der einem dialektischen Gegensatz zuliebe („diachronisch“-„synchronisch“) ein methodologisches Zwitterwesen schuf, das zugleich 'historischer' Sprachzustand und 'a-historischer' Funktionszusammenhang sein wollte. Nur der letztere läßt sich von der historischen (besser vielleicht: „etymologischen“) Betrachtungsweise trennen. Zwischen Sprachzustand und Sprachentwicklung hingegen besteht kein wesentlicher Gegensatz.

Mit dieser Behauptung wird aber zunächst nur ein Tatbestand festgestellt: Es ist schon so, daß die von uns untersuchten traditionell gebundenen Sprachen sich immer verändern. Soweit Coseriu dies betont, ist alles richtig. Nun aber kommen wir zu einem falschen Schluß in seinem Denken: Aus der Tatsache, daß eine Traditionssprache sich notwendigerweise verändert, folgt nicht, daß „Veränderlichkeit“ ein Wesensmerkmal der „Sprache an sich“ ist. Ich habe den Verdacht, daß der Verf. „wirklich“ und „wesentlich“ verwechselt. Dieser Verdacht wird dadurch verstärkt, daß er der wirklichen Sprache (*lingua concreta*) eine Scheinsprache (*lingua abstracta*) gegenüberstellt. Angeblich offenbart die erstere den Wesenszug des Sprachlichen, nämlich Veränderung, die andere hingegen schafft die Illusion der Unveränderlichkeit (S. 10). Wir haben es also hier im Grunde mit einem Dualismus „Wirklichkeit“ und „Methode“ zu tun: Weil wir aus heuristischen Gründen von einem Teil der Wirklichkeit abstrahieren, glauben wir es mit einer unveränderlichen Sprache zu tun zu haben, die aber in Wirklichkeit gar nicht existiert. Ist dadurch nun die Veränderlichkeit als Wesensmerkmal der Sprache erwiesen? Ich vermag das nicht zu glauben. Im Gegenteil, man kann mit guten Gründen den Spieß auch umdrehen, indem man sagt, die *lingua abstracta* ist eine sachgemäße Abstraktion, die alle „wesentlichen“ Aspekte des Gegenstandes bewahrt und nur die akzidentellen ausblendet; nicht alles was „wirklich“ ist, ist auch „wesentlich“. So kommt man also zu dem Schluß, daß die Wesensmerkmale des Sprachlichen besser in der *lingua abstracta* zu erkennen sind als in der *lingua concreta*.

Tatsächlich läßt sich ja denn auch zeigen, daß sich die Begriffe „Sprache“ und *ἐπέγγεια* sehr wohl trennen lassen. – Ich kann mir sehr gut eine Kunstsprache vorstellen, die in erster Linie nicht historisch, sondern technologisch studiert werden muß. Ja, eine solche Kunstsprache mag selbst gewisse Mechanismen eingebaut haben, die eine Anpassung an zukünftige Ausdrucksprobleme vorsehen (z. B. Derivationsmechanismen), die also ein nach der Zukunft hin „offenes“ System vorstellen. Die Naturwissenschaftler haben ja auf anderen Gebieten derartige „kluge“ Maschinen schon konstruiert. Eine solche Kunstsprache wäre ganz ohne Zweifel ein *ἔργον*, nicht eine *ἐπέγγεια*. Sie wäre vor

allem auch unzweifelhaft „wesentlich“ Sprache, obgleich sie das Akzidenz der traditionsgebundenen Freiheit und daher Veränderlichkeit nicht einschließt.

Wenden wir uns jetzt dem Gebiet der Traditionssprachen zu. Hier hat Coseriu die *lingua abstracta* bagatellisiert, indem er sie lediglich als ein Beiprodukt einer *exigencia técnica de la descripción sistemática* hinstellte (S. 15). Das Ausblenden der historischen Perspektive in der *lingua abstracta* erscheint ihm als ein Nachteil, sie schafft eine Illusion (der Unveränderlichkeit). Tatsächlich ist aber die a-historische funktionelle Methode sehr vorteilhaft und sachgerecht. Sie ist überall da angebracht, wo wir es mit Geltungen und Normen, also intentionalen Beziehungen, zu tun haben. Es fällt mir schwer, mich überreden zu lassen, daß der normativ-intentionale Charakter der Traditionssprachen im Gegensatz zu ihrer faktischen Veränderlichkeit ein „unwesentlicher“ Zug sei. Tatsächlich gleichen unsere Sprachen den Staatsverfassungen, die wohl niemand als *ἐνέγγεια* ansehen wird, weil sie das Produkt historischer Kräfte sind.

Einmal auf diesem Standpunkt angelangt kann man der Versuchung kaum widerstehen, von hier aus noch weiter zu gehen: Aus heuristischen Gründen – so könnte man sagen¹ – ist es nun nötig, auf dem Gebiet der Traditionssprachen die Zeitperspektive einzuschalten. Auf diese Weise erhält man die etymologische Methode. Nun kann es passieren, daß Forscher, beeindruckt von der Wichtigkeit dieser Methode, fälschlich die lediglich aus heuristischen Gründen eingeschaltete Zeitperspektive als einen „Wesenszug der Sprache an sich“ ansehen und also die Sprache als *ἐνέγγεια* definieren. Ein klassisches Beispiel eines *transitus ab intellectu ad rem*. Dies wäre genau der Fehler, den Coseriu (S. 9) seinen Gegnern nachweisen will, und den man mit sehr guten Gründen ihm selber vorwerfen könnte.

Es scheint uns sicher zu sein, daß Coserius Lösung der Saussureschen Aporie in Wahrheit eine Scheinlösung ist. Es ist so verlockend, sich auf den soliden Boden der konkreten Tatsachen (der *lingua concreta*) zu stellen und vor den Gefahren und Illusionen gelehrter Abstraktionen zu warnen. Auf dem Gebiet der Sprachtheorie ist es aber nicht unbedenklich, zwischen Sprachwirklichkeit und Sprachmethode einen Gegensatz zu konstruieren. Jedenfalls ist ein solcher Gegensatz unfruchtbar für die Auflösung des Saussureschen Dilemmas. Er ist zu ersetzen durch den anderen „Funktionelle Methode“ und „Etymologische Methode“. Man sollte die Frage „Warum verändern sich die Sprachen?“ ersetzen durch die Frage „Was ist der Erklärungswert der etymologischen Methode?“, „Welche Faktoren zwingen uns, die historische Perspektive in die linguistische Fragestellung einzuführen?“ Und weiterhin: „Welche Eigenschaften hat unser Gegenstand, „Sprache“, daß wir zu seiner theoretischen Bewältigung zwei sehr verschiedene Methoden benötigen, eine etymologische (mit historischer Perspektive)

¹ Wir wiederholen absichtlich die oben (S. 139) gebrauchte Formulierung.

und eine funktionelle (ohne historische Perspektive)?“ – Coseriu zeigt öfter seine Bewunderung für Kant. Er hätte von dem Königsberger Philosophen lernen können, daß es ein Denkfortschritt ist, die Frage „Was ist ein Ding an sich?“ zu ersetzen durch die Frage „Warum erkennen wir ein Ding notwendigerweise in gewissen Formen?“

Ich habe selbst vor vielen Jahren die oben vorgeschlagene Fragestellung skizziert und begnüge mich, auf meinen Aufsatz hinzuweisen¹. Die Sache ist weiterer Erörterung wert, und ich behalte mir vor, darauf in anderem Zusammenhang zurückzukommen. Coserius Buch wird sicherlich Anklang bei allen denen finden, die sich um eine Versöhnung des Strukturalismus mit der traditionellen Sprachwissenschaft bemühen. Trotz meiner kritischen Ausstellungen bin ich überzeugt, daß wir alle aus ihm lernen können.

U. C. W. I., Jamaica

M. SANDMANN

Eugenio Coseriu, *Logismo y antilogismo en la gramática* (Universidad de la República, Facultad de Humanidades y Ciencias, Instituto de Filología – Departamento de Lingüística), Montevideo 1957, 22 S.

In dieser Schrift wendet sich der Verf. nicht nur gegen die seit langem kritisierten Vorurteile einer „logistischen“ Grammatik, sondern zeigt auch, wie in vielen Fällen die „Antilogistiker“ über das Ziel hinausgeschossen haben. Das Anregende der Arbeit besteht in dem pointierten Herausarbeiten zweier Reihen von Vorurteilen.

Im Laufe seiner Kritik weist der Verf. mit Recht darauf hin, daß Gedankliches wegen seines Symbolcharakters zwar immer eine Art Sprache ist, umgekehrt aber nicht alles Sprachliche auf Gedankliches zurückgeführt werden kann. Hier wie überall in der Diskussion ist jedoch „Gedankliches“ und „Logisches“ nicht unterschieden. Für mich – und wohl auch andere – ist das Wesen des „Logischen“ im Begriff der „gedanklichen Konsequenz“ beschlossen. Sie zeigt sich in der konsequenten Anwendung widerspruchsfreier Prinzipien. Eine Grammatik ist also in dem Maße „logisch“ als sie die konsequente Anwendung widerspruchsfreier Prinzipien verkörpert. Der Verf. aber lehrt: „Lógicos o ilógicos pueden ser sólo determinados actos de hablar“ (S. 11). Hier wird also „logisch“ synonym mit „wahr“ und „unlogisch“ mit „unwahr“, und die ganze Diskussion wird vom Gebiet der Grammatik auf das des sprachlich formulierten Urteils verschoben, übrigens nicht mit durchgehender Konsequenz! Ganz in demselben Sinne spricht er seinem *logos semántico* u. a. auch eine prädzierende Funktion zu, die er mit „expresión lógica“ gleichsetzt (Für „prädzierend“ sagt er *apofántico* [sic]).

Der Grund für die begriffliche Unsicherheit des Verf. liegt wahrscheinlich darin, daß das Spanische eine terminologische Unterschei-

¹ On Linguistic Explanation, Mod. Lang. Rev. XXXVI, 1941, 195–212.